

Grossbanken: Die Grossrisiken hinter den Grossgewinnen

Die Schweiz — eine Bank

Der Finanzplatz Schweiz gehört zu den grössten Profiteuren der Schocks und Krisen, welche seit bald einem Jahr die internationalen Finanz- und Devisenmärkte erschüttern. Das enorm wachsende Geschäftsvolumen der Grossbanken im High-Tech-Banking führt indessen zu unkontrollierten Risiken, die in der Grössenordnung des Brutto-sozialproduktes der Schweiz liegen könnten.

Von Gian Trepp

Je mehr die Menschheit unter Krisen und Kriegen leidet, desto grösser werden die Bankgewinne in der Schweiz. Diese jahrhundertalte Bankierweisheit bewahrheitet sich heute einmal mehr. Im ersten Halbjahr 1993 stieg der Bruttoertrag der Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG) vor Abschreibungen und Steuern gegenüber dem Vorjahr um ungefähr 60 Prozent auf 2,7 Milliarden Franken. Der Bruttoertrag für die Schweizerische Kreditanstalt (SKA) inklusive Volksbank belief sich auf 2,4 Milliarden, das ist eine Steigerung um 67 Prozent. Jener des Schweizerischen Bankvereins (SBV), der am Donnerstag nach Drucklegung dieser WoZ bekanntgegeben wird, dürfte in einer ähnlichen Dimension liegen. Hauptquellen der massiven Gewinnsteigerungen sind zum einen die Erträge im internationalen Handel mit Wertpapieren, Devisen und Zinsinstrumenten; bei der SBG sind das 1,5 Milliarden Franken, bei der SKA 1,2 Milliarden. Zum anderen die Dienstleistungserträge aus Anlageberatung und Vermögensverwaltung. 7/29

Hintergrund dieser Entwicklung waren zum einen die europäischen Währungsturbulenzen seit September 1992, welche sowohl den Ruf der Frankenwährung als (vermeintlich) sicherer Hafen förderten, als auch die internationale Stellung der Schweizer Grossbanken in der Vermögensverwaltung für private und institutionelle AnlegerInnen stärkten. Dadurch wurde ein stark wachsender Zufluss von ausländischem Kapital in die Schweiz ausgelöst, wovon neben den Grossbanken auch die anderen Vermögensverwalter profitierten.

Der Löwenanteil der von den Schweizer Banken verwalteten Kapitalien wird — getrieben vom Profitmotiv — in elektronischer Form auf den internationalen Finanzmärkten hin und her geschoben. Diese internationalen Finanzmärkte

waren in den achtziger Jahren durch die Abschaffung von nationalen Kapitalverkehrskontrollen und die Entwicklungen der Computertechnologie entstanden. Beispiele sind die Bildschirmbörse Seaq International in London, wo 47 Marktmacher für 587 Aktien Kurse vorgeben, das weltweit rund um die Uhr laufende Bildschirmhandelssystem Globex für Optionen und der Bildschirmhandel mit Devisen.

Was ist Casinokapitalismus?

Der Casinokapitalismus entstand Anfang der achtziger Jahre als Folge der neoliberal (Reagan/Thatcher) inspirierten weltweiten Finanzderegulierung. Hauptcharakteristikum des Casinokapitalismus ist die inflationäre Aufblähung der Vermögenswerte (Wertpapiere und Immobilien) durch eine entfesselte Spekulation auf den neu entstandenen internationalen Finanzmärkten. Dieser Prozess löste in den Industrieländern einen tiefgreifenden Wandel im Finanzsektor aus. Auf den deregulierten Märkten traten zusätzlich zu den herkömmlichen Banken neue Grossspekulant auf (Anlagefonds, Versicherungen, Pensionskassen und Finanzgesellschaften). Inzwischen hat die Spekulation auf diesen Märkten den Bezug zur Realwirtschaft verloren. Diese Entwicklung exemplifiziert George Soros, der Schrecken der europäischen Zentralbanken. Seine vierzehn Fonds-Manager im 33. Stock an der Ecke 57th Street/Seventh Avenue in New York dirigieren von ihren Bildschirmen aus rund acht Milliarden Dollar an elektronischem Geld. Ob das in Form von Aktien, Obligationen, Devisen, Gold oder Derivativen Finanzinstrumenten geschieht, ist egal; was zählt, ist allein der Spekulationsgewinn. Spekulant Soros spielte eine führende Rolle bei der De-facto-Zerstörung des Europäischen Währungssystems diesen Sommer. Und er bereicherte sich an der weiteren Zersetzung des realen Wirtschaftsgefüges, das den WesteuropäerInnen Beschäftigung bietet und sie mit Waren versorgt. Mit einem Teil dieser Milliardengewinne finanziert er aus Ungarn stammende Holocaust-Überlebende Soros jetzt die private Entwicklungshilfe in Osteuropa.

Während die Wirtschaftskrise den Immobiliensektor mit weltweiten Preiszusammenbrüchen mittlerweile wieder auf den Boden der Realität

zurückholte, erreichten die Aktienkurse, mit Ausnahme von Tokio, diesen Sommer weltweit historische Höchstkurse. Diese Aktienhaussiege inmitten der grössten Weltwirtschaftskrise seit Anfang der dreissiger Jahre ist ein wesentlicher Grund für die grossen Handelsgewinne der Schweizer Grossbanken und anderer international agierender Banken. Gewinne, die auch als eine gigantische Umverteilung des volkswirtschaftlichen Kapitalstocks von den produzierenden UnternehmerInnen- oder FabrikkapitalistInnen zu den spekulierenden Casino- oder FinanzkapitalistInnen interpretiert werden kann.

High-Tech-Banking mit Derivativen

Die Computer-Revolution liess auch in den Bankkontoren nichts mehr so, wie es einst war. Entstanden ist ein High-Tech-Banking mit neuen Finanzinstrumenten (Derivativen), neuen Handelsmethoden und neuen Märkten. Heute machen die Geschäfte mit den Derivativen einen weltweit rasch wachsenden Teil des Volumens der internationalen Finanzmärkte aus. Derivative Finanzinstrumente sind strenggenommen keine Wertpapiere, sondern Verträge, deren Wert sich vom Wert eines oder mehrerer Basiswerte ableitet, zum Beispiel von einer Aktie, einem Aktienindex, einem bestimmten Währungskurs oder Zinssatz. Als Spezialfall werden auch die explosionsartig gewachsenen Swaps (Tausch von zukünftigen finanziellen Erträgen bestimmter Kapitalanlagen) den Derivativen zugerechnet.

Die Mehrheit der Derivative haben die Form

massgeschneiderter Kontrakte zwischen zwei Partnern, der kleinere Teil wird an speziellen Bildschirmbörsen als standardisiertes Produkt gehandelt (Schweizer Optionsbörse Soffex, Deutsche Terminbörse DTB, CBOT in Chicago, Matif Paris, LIFFE in London und andere). Der wachsende Schwankungsbereich von Wechselkursen und Zinssätzen hat dabei den Einsatz von Derivativen gefördert. Zins- und Währungsderivative sind heute bei den meisten internationalen Finanztransaktionen involviert. Denn mit Derivativen kann das Risiko von Schwankungen technisch abgesichert werden. Oder mit anderen Worten: gegen Bezahlung einer Prämie auf einen anderen überwältigt werden. Stark gewachsen sind auch die Umsätze in Aktienoptionen, einer anderen Sorte von Derivatprodukten. (Eine Option ist das Recht, eine bestimmte Aktie in der Zukunft zu einem heute schon festgelegten Preis zu kaufen oder zu verkaufen.) Im vergangenen Juni erreichte der Anteil des Optionsgeschäfts am Umsatz der Zürcher Börse 10,2 Prozent.

Alle drei Schweizer Grossbanken mischen im High-Tech-Banking mit den Derivativen dick mit. Sie gehören heute weltweit zu den grössten Teilnehmern auf diesen neuen Märkten. Kreditanstalt und Bankverein haben zu diesem Zweck in London beziehungsweise Chicago zentralisierte Gesellschaften gegründet. Die Bankgesellschaft schlug einen anderen Weg ein und betreibt

das Derivatgeschäft dezentral. Allein bei der SBG machte das Gesamtvolumen der Derivatprodukte am Stichtag 30. Juni 2076 Milliarden Franken aus, was eine Zunahme von 25,5 Prozent gegenüber Ende 1992 bedeutet. Dieser Be-

trag übersteigt sowohl das schweizerische Brutto-sozialprodukt (1992: rund 350 Milliarden) als auch die SBG-Bilanzsumme (290 Milliarden) bei weitem. Da in Fachkreisen davon ausgegangen wird, das Derivatgeschäft der SBG sei tendenziell kleiner als jenes der SKA und des SBV, darf von einem Gesamtvolumen der drei Grossbanken in Derivativen in der astronomischen Höhe von sechs bis sieben Billionen Franken ausgegangen werden.

Unkontrollierte Risiken für die Schweiz

«Bei diesen Beträgen handelt es sich selbstverständlich nicht um die Risikoexposition. Das Kreditäquivalent, das heisst das durchschnittliche Kreditrisiko, beläuft sich auf drei bis vier Prozent dieses Nominalbetrages und entspricht damit rund dreissig Prozent des bilanzwirksamen Geschäfts.» Mit diesen Aussagen versucht die SBG, in einem Brief ihren AktionärInnen die Angst vor dem die menschliche Vorstellungskraft übersteigenden Billionenrisiko zu nehmen. Allerdings vermag die Argumentation der SBG nicht zu überzeugen. Allein schon die Wortwahl ist verdächtig. Denn «selbstverständlich» ist im Geschäft mit den Derivativen rein gar nichts, im Gegenteil. Der Informationsstand über derivative Finanzinstrumente ist in der Öffentlichkeit miserabel, es fehlt hier jegliche Transparenz. Sogar in der Finanzbranche können, mit Ausnahme der eigentlichen SpezialistInnen, die wenigsten mitreden. So wusste die Augustausgabe des Londoner Finanzfachblatts «Euromoney» unter dem Titel «Die selbstgefällige Derivatindustrie» zu berichten, viele Bankdirektoren der alten Schule in den Geschäftsleitungen seien mit dem Risikomanagement der Derivative überfordert. Doch sogar unter SpezialistInnen ist die Abschätzung der finanziellen Risiken des Derivatgeschäfts und die Mindesthöhe der notwendigen Rückstellungen stark umstritten. Ebenso wie die Wahl der Rahmenbedingungen beim Design der mathematischen Modelle für Preisgestaltung und Handel. Wie nicht anders zu erwarten, sind die von den privaten Banken bezahlten ExpertInnen laxe, die Leute von den Zentralbanken und den staatlichen Banküberwachungsbehörden streng.

Die Festlegung des effektiv bestehenden Kreditrisikos auf drei bis vier Prozent des Gesamtvolumens der Derivatprodukte (das wären immerhin 62 bis 83 Milliarden Franken) ist eine Schätzung der hauseigenen SpezialistInnen der SBG. Eine unabhängige Überprüfung der Risiken von Grossbanken im Derivatgeschäft von aussen ist unmöglich, werden doch dabei Guthaben und Schulden mit Gegenpartnern im sogenannten Netting saldiert. Eine kritische Überprü-

fung durch unabhängige ExpertInnen könnte durchaus einen fünfmal grösseren Risikowert ergeben, er würde dann in der Grössenordnung des jährlichen Bruttosozialproduktes der Schweiz liegen.

Diese Unsicherheit ist letztlich auch der gesellschaftliche Preis für die Gewinnexplosion der Schweizer Grossbanken: Heute spekulieren diese Institute nicht mehr nur mit ihrem Eigenkapital auf Risiko ihrer AktionärInnen, sondern mit dem ganzen Land auf Risiko der gesamten Bevölkerung. Die Milliardenprofite des Schweizer High-Tech-Banking bedingten, dass im internationalen Casinokapitalismus unkontrollierbare Risiken für die Binnenfinanz in Kauf genommen wurden. Der Zusammenbruch einer bedeutenden Vertragspartei im eng vernetzten internationalen Derivatgeschäft könnte die Schweizer Grossbanken über einen Dominoeffekt in ernsthafte Schwierigkeiten bringen. Angesichts der Tatsache, dass drei der weltgrössten Derivatihändler auf dem Fundament der Realwirtschaft eines kleinen Landes geschäften, hängt der Zusammenbruch der Märkte für Derivate heute wie ein Damoklesschwert über der Schweizer Wirtschaft – bedrohlicher noch als ein Crash auf den Aktienbörsen. Als ein ökonomisches Grossrisiko für Produktion, Investition und Konsum, das weder von den Verwaltungsräten der Grossbanken noch von Regierung, Parlament und den Medien durchschaut werden kann.

Die Schweiz ist gegenwärtig im Begriff, ihre wirtschaftliche Zukunft mit dem Schicksal der Grossbanken zu verknüpfen. Geht das so weiter, kann man in Abwandlung eines Sprichwortes über die Armee schon bald einmal sagen: Die Schweiz hat keine Banken, die Schweiz ist eine Bank. ■